

Steber, Martina: Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, 1945-1980.
 Berlin / Boston: De Gruyter Oldenbourg 2017,
 533 Seiten, € 64,95.



Der vorliegende Band hat nur einen großen Nachteil: Er endet schon 1980. Gerne hätte man bei dem Tiefgang, den die Verfasserin vorlegt, die Fortführung des intensiven Vergleichs vorgelegt bekommen. Die Habilitationsschrift, die nicht als eine konservativ inspirierte Schrift missverstanden werden darf, stellt gleichwohl ein profundes Nachschlagewerk für die hier angesetzte Epoche dar. Die Dichte der Beschäftigung allein mit den deutschen Institutionen, die im weitesten Sinne mit dem Stichwort konservativ in Verbindung gebracht werden können, lassen das Werk als Empfehlung für einen konservativen Diskurs erscheinen bzw. hilfreich für die Forschungen zum Ideenspektrum Konservatismus sein. Für Studien zur intellektuellen Geschichte der Bundesrepublik wird man an diesem Werk nicht vorbeikommen.

Natürlich liegt der Clou des Werkes im Vergleich mit den sich bekanntlich wirklich so nennenden Konservativen in Großbritannien, deren Werdegang deutscherseits doch kaum nachvollzogen und schon gar nicht parat gehalten wird. Hilfreich ist auch die Differenzierung im deutschen Fall, wenn zwischen den Begriffen bzw. Zuschreibungen

konservativ und christlich unterschieden wird und die Problematik und weitere Beschreibungen und Analysen herausgearbeitet werden.

Dass in Westdeutschland notgedrungen Schwierigkeiten bestanden, einen Konservatismus zu entwickeln, verwundert nach den Entwicklungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts niemanden.

Martina Steber kümmert sich auch besonders um Deutungsgeschichten aus der Anfangsphase der Bundesrepublik, deren Repertoire nicht nachhaltig geblieben ist bzw. stark retrospektiven Charakter annahm. Deshalb kam es nicht von ungefähr, dass im Unterschied zu Großbritannien das konservative Spektrum in Deutschland – so von seinen Gegnern auch titulierte – sich auch mit christlichen Auffassungen beholfen hat (oder sollte man sagen, darin Zuflucht suchte?). Diese Entwicklungsphase wird von der Autorin auch intensiv rekapituliert. In diesem großen Unterkapitel wird auch auf den christlich-sozialen Flügel der Union eingegangen.

Ob die sprachpolitische Betrachtung, von der die Autorin auf die 60iger-Jahre bezogen, Ausführungen macht, so richtig weiterführend ist, sei dahingestellt. Spannend wird dann das Rekapitulieren konservativer Denkansätze nach 1968, als Antwort auf diese kulturelle Provokation oder Herausforderung formuliert. Die Autorin spart nicht mit begrifflichen Zugriffen, wenn sie von „den Rechten“ oder von den Parteien der Mitte spricht – als Reflex der konservativen Selbstbestimmung in diesem Lager.

Dem geht eine 100 Seiten umfassende Ausarbeitung des Konservatismus und Toryismus bis in die Mitte der 60iger-Jahre voraus, d. h. es geht unter anderem

um die Auseinandersetzung um Michael Oakeshott, Harald Macmillan, Edward Heath und natürlich den Thatcherismus. Sicherlich dreht es nicht nur um diese großen Namen, sondern auch um die sprachlich-begriffliche Differenzierungsleistungen, die die Briten entwickelt haben. Wenn zuvor Skepsis gegenüber der Sprachpolitik geäußert wurde, so muss hier umgekehrt erwähnt werden, dass gerade diese Differenzierungen begrifflicher Art im britischen Kontext sehr weiterführend sind und zwar in programmatischer Hinsicht.

Martina Steber entwickelt eingangs ein Raster von Kategorien, an denen sie ihr Werk orientiert. Zeitlichkeit, Ausgleich und Synthese, Repetition und Ausgleich, Gegensatzbildung: Diese Momente werden besonders beachtet. Natürlich spielt Reinhard Kosellecks Begriffsarbeit eine große Rolle, ebenfalls Hinweise auf den Ideologienforscher Michael Freeden.

Das Werk kann eine Steilvorlage für die Reflektion zu einem konservativen *Renouveaus* sein – nicht unbedingt mit der Autorin entwickelt, aber angeregt durch die durch sie erarbeitete intensive Beschäftigung mit dem Konservatismus in Deutschland und Großbritannien.

**PROF. DR. TILMAN MAYER,
BONN**



Wolff, Michael: Fire and Fury. USA: Henry Holt and Company 2018, 336 Seiten, \$ 17,99.

Michael Wolffs Insiderstory aus dem Weißen Haus ging weg wie warme Semmeln. Der Vorabdruck wurde geschickt an die Medien gespielt, die erste Buchaufgabe war schnell ausverkauft, die Internetausgabe zirkulierte weltweit im Netz. Das politische Washington kannte zu Beginn 2018 nur ein Thema. Während man sich sonst austauschte, was man denn so über die besinnlichen Tage getrieben hat, begannen die Gespräche jetzt so: „Schon ‚Fire and Fury‘ gelesen?“

Kaum einer in den gut vernetzten Washingtoner Kreisen hat das Buch ganz gelesen. Mit Auszügen war man ausreichend bedient. Eine gründliche Lektüre lohnt sich nicht. Schließlich steht darin das, was in Washington jeder wusste, nämlich, dass in den ersten Monaten der Trump-Administration Chaos herrschte. Donald Trump war in das Amt gekommen, ohne selbst damit zu rechnen. Seine Regierung hatte keine Strategie, kein Programm und kein Team. Die Machtflügel waren gespalten in den populistischen und nationalistischen Kreis um Steve Bannon, in das republikanische Establishment um Stabschef Reince Priebus und in die liberal geprägte New Yorker Finanzwelt mit Trumps Tochter Ivanka, seinem Schwiegersohn Jared Kushner und den